



## Der Apfelbaumflüsterer

Von LAURA J. GERLACH (Text), LUCAS BÄUML (Fotos)

23. April 2023 · Josef Weimer ist Gärtnermeister und Gartenbaulehrer. In Frankfurt unterrichtet er Fachleute und Interessierte im Landschaftsobstbau – und widmet sich dem Erhalt des Streuobstes und der Apfelweinkultur.

Es ist eiskalt an den ersten Ausbildungstagen im Januar. Mobile Öfchen bollern, wir sitzen in dicken Klamotten mit Winterstiefeln und Mützen in einer Scheune des „MainÄppelHauses“, zum Aufwärmen fließt heißer Tee. Die angehenden Landschaftsobstbauern sind in jeder Hinsicht biodivers: Männer und Frauen sind gekommen, ältere und jüngere, einige haben schon eine Streuobstwiese, andere wollen sie noch anlegen. Ein Baumpfleger, ein Gartenfreak, eine Frau mit Schrebergarten; eine Dame, die bei der Versicherung arbeitet und sich als Hobby ein Stück Land gekauft hat; eine Architektin, die in der Freizeit einem Freund beim Apfelweinherstellen hilft; ein Waldorflehrer, der den Garten vom Schwiegervater in den Griff bekommen muss; ein junger Mann, der mit seinem Hund aus Sachsen anreist, weil er nur hier, bei Josef Weimer, fundiert lernt, was man wissen muss, um eine Streuobstwiese anzulegen.

Und ich. Ich habe schon Bäume gepflanzt, so bin ich überhaupt hierhergekommen. Ich suchte einen Fachmann, der mich vor dem Baumkauf beraten sollte. Weil ich eine Wiese zur Verfügung gestellt bekommen habe. Und weil ich Äpfel liebe. Und weil die Ernte von eigenen Bäumen in meiner Vorstellung viel besser schmecken wird als alles, was man jemals kaufen kann. Also bin auch ich für ein Jahr lang alle sechs Wochen für ein Wochenende auf dem Frankfurter Lohrberg und widme mich dem Thema Landschaftsobstbau, umgangssprachlich „Streuobst“ – in Theorie und Praxis: mit biologischem, kulturgeschichtlichem, philosophischem Wissen und auf der Leiter im Baum mit Schere und japanischer Zugsäge.



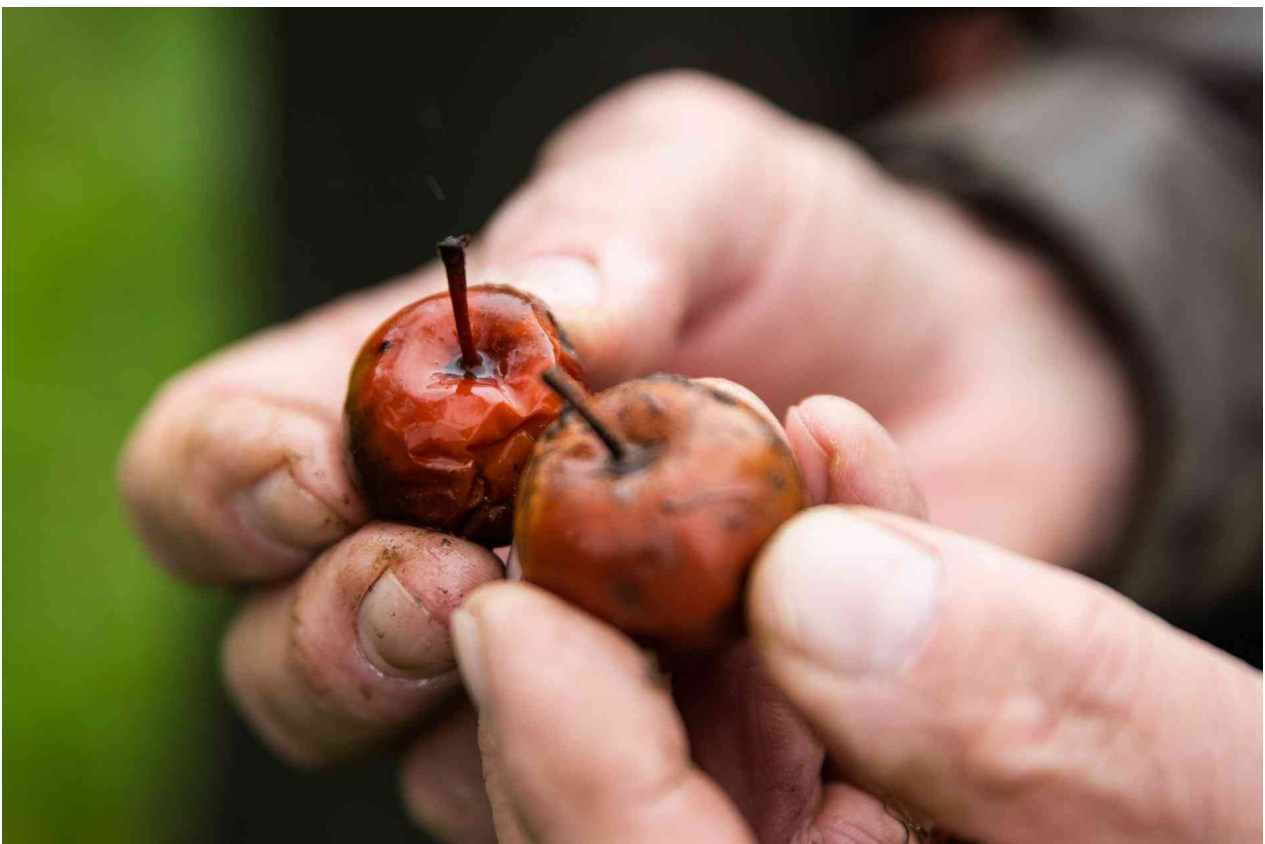
Das Fachwissen steht überwiegend nicht nur in Büchern, sondern ist Erfahrungswissen. Josef Weimer hat es sich bei Lehrmeistern erarbeitet, gesammelt in 45 Jahren Umgang mit der Natur auf eigenen Streuobstwiesen. Zuerst sagte er mir ab, weil er so beschäftigt sei das ganze Jahr über mit seinen Kursen und mit der Baumpflege. Für individuelle Beratung finde er da einfach keine Zeit. Aber ich war hartnäckig. An einem Sommertag nach einem seiner Seminare durfte ich ihn sprechen und die Fragen nach den zu kaufenden Sorten und Qualitäten stellen. Dann wollte ich mehr wissen. Er lächelte: „Das – lernen wir dann in der Ausbildung.“

Der Winter ist die Startsaison des Landschaftsobstbaus. Wie der Mensch friert auch der Baum, deshalb wirft er rechtzeitig die Blätter ab, zieht Wasser und Säfte nach innen und besonders nach unten. Jetzt ist die Zeit, in der sich die Wurzeln bilden. Das Leben und Wachsen findet unter der Erde statt. Daher pflanzt man die wurzelnackten Bäume, gezogen aus Samen, veredelt mit der gewünschten Obstsorte, in der Zeit von Anfang November bis Weihnachten. Und schneidet die

Bäume, die schon stehen, sobald der Baum das Frühjahr spürt. Durch die zunehmende Wärme, mehr aber durch das Licht, die längeren Tage, beginnt das Wachstum wieder überirdisch, und die Wundheilung der frischen Schnitte gelingt am besten.

## Zeit des Veredelns

Im März und April ist die Zeit des Veredelns. Es ist schon wärmer, wir sind immer noch für die Theorie in der Scheune, stellen die Tische nach draußen, saugen das bisschen Märzsonne in uns auf – genau wie die Bäume. Und beginnen die praktischen Übungen des Pfropfens: Man nehme einen Sämling, also ein ein- oder zweijähriges Bäumchen, nicht mehr als ein Ast mit mickrigen Wurzeln, das aus einem Kern gezogen wurde. Und man nehme einen Reiser, das ist ein frischer Trieb eines Baumes, dessen Sorte man bewahren und weiter kultivieren möchte. Jetzt sucht man sich zwei Stellen je an Sämling und Reiser, die ungefähr gleich dick sind, und zieht mit einem Veredlungsmesser mit einer spezifischen Technik, einem geschickten Zug, einen langen, flachen, vor allem gleichmäßigen Schnitt, um eine möglichst große Oberfläche zu erzielen. Das Kambium, die lebendige Schicht zwischen Rinde und Holz, von beiden Teilen soll zusammenwachsen. Sprich: beide Teile aufeinanderlegen, die Verbindungsstelle mit einem Stück Kautschuk als Verband umwickeln und mit Rindenlack aus der Flasche überpinseln, fertig – veredelt! Bitte einpflanzen und beobachten! Die Arbeit war erfolgreich, wenn oben aus den vorhandenen Knospen des aufgesetzten Stücks kleine Triebe, also Blätter, kommen. Meine Rate liegt nach Wochen gespannten Wartens bei ungefähr 70 Prozent, das ist ganz gut, und ich bin sehr stolz auf meine Babys.





Wenn es nicht geklappt hat, wächst nur der untere Teil weiter, als „Wildling“. Auch schön. So kann man sehen, wie sich ein quasi wilder Apfelbaum entwickelt. Und sich unterscheidet von einer veredelten Sorte, in seiner ganzen Erscheinung: buschig, stachelig, die Blätter gezahnt-zackig, eben etwas wilder im Ausdruck. Die Frucht wird kein Tafelapfel, sondern ein Äpfelchen, gut zu verwenden fürs Mostmachen.

„In einem kleinen Apfel, da sieht es lustig aus, es sind darin fünf Stübchen, grad wie in einem Haus, in jedem Stübchen wohnen zwei Kerne“: Das Kinderlied besagt, dass ein Apfel im Normalfall fünf mal zwei, also zehn Kerne hat. Aber aus dem Kern zum Beispiel einer Goldparmäne wächst kein Goldparmänenbaum. Ganz im Gegenteil, das genau ist der Wildling. Es wächst ein Apfelbaum mit riesigem Genpool, da könnte alles rauskommen, just aber nicht eine Goldparmäne. Die Apfelbäume brauchen die Befruchtung durch andere Sorten und bringen Nachkommen hervor, die so individuell sind wie die Nachkommen beim Menschen – mit großen Mengen Holzäpfeln. Wer dieselbe edle Sorte Apfel will, der muss nicht „generativ“ über den Kern vermehren, sondern „vegetativ“, quasi den alten Baum auf einem jungen weiterwachsen lassen. Das nennt sich Veredeln.

Anfang des 20. Jahrhunderts sei Baumpflege und -anzucht noch Pflichtfach in der Schule gewesen, sagt Weimer. Heute längst nicht mehr. Warum eigentlich nicht? Wir lernen über die Geschichte des Anbaus, über die Bedeutung von Hecken für das Mikroklima der Wiesen. Wer Hecken anlegt, sollte die passenden Sträucher auswählen, mit Wildfrüchten und Beeren, die sich zuträglich kombinieren und zur Artenvielfalt beitragen. Weimer bespricht, wie man die Sorten auswählt und erkennt, wie man Johannisbeeren setzt und Himbeeren pflegt. Er spricht über die Flora und Fauna, die durch die Artenvielfalt in der Pflanzung entstehen kann. Zur Fauna gehören auch die als Schädlinge bezeichneten Tiere, Wühlmäuse, Apfelwickler, Läuse. Mit Nistkästen kann man natürliche Fressfeinde, Nützlinge, anlocken, die den Ausgleich auf der Wiese wieder herstellen: Vogelkästen für Meisen, Steinhäufen für Mauswiesel, Holzwollreservoirs für Ohrenzwicker. Besonders wichtig sind auch Komposthaufen, denn das Gold der Erde ist der Humus.



Im Sommer geht es um den Sommerschnitt. Geschnitten werden die Bäume, die zu viel austreiben, die ganze Kraft in neue Äste investieren und kaum oder nur jedes zweite Jahr Früchte bringen. Der Schnitt soll den Baum nicht anregen, sondern ihn in seinem Wachstum bremsen und motivieren, Blüten, dann Früchte zu bilden. Im Sommer ist der Baum in einer Phase, in der abgeschnittene Äste nicht zu neuem Austreiben führen, sondern die Frucht kommt in den Fokus des Baums. Was unglaublich ist: Der Baum bemerkt den Winkel seines Asts, daran entscheidet sich nämlich, ob es ein Ast ist, der Früchte tragen wird, oder einer, der in die Höhe und Struktur des Baums geht – den kann man mit Seilen nach unten binden, mehr als 45 Grad von der vertikalen Mitte, das bringt in der Folge Früchte. Wenn er steiler stehen bleibt, geschieht das nicht. Derselbe Ast! Denkt der Baum?

Im Herbst ist das Gelände des „MainÄppel- Hauses“, des ehemaligen Beratungsgartens der Stadt Frankfurt, ein vielbesuchter Ort, weil Haupterntezeit der Äpfel ist. Es gibt viele Kurse zum Keltern, zum Haltbarmachen des Obstes, zum Dengeln der Sensen und Mähen der Wiesen, für die Kinder Kurse über Wildtiere, Insekten, Bienen, Fledermäuse, die Baumbestimmung und zum Saftmachen aus den Äpfeln, die sie zuvor selbst von den Bäumen gepflückt haben.



„Der Berger Bischofsheimer Hang ist das größte zusammenhängende Streuobstgebiet Hessens. Wenn wir diese Landschaft nicht vor die Hunde gehen lassen wollen, müssen wir uns ein Konzept überlegen, das nach heutigem Wortgebrauch ganzheitlich ist“, sagt Gerhard Weinrich, der den Verein vor 20 Jahren initiiert hat und seitdem im Sinne eines Kulturzentrums führt – für den Erhalt des Wissens über den natürlichen Obstanbau, für den Erhalt des Landschaftsbilds, für den Erhalt der

ursprünglichen Apfelsorten. Es gehe ganz praktisch darum, dass man sich um die Streuobstwiesen kümmere und der Landschaftsobstbau zu neuem Leben erweckt werde.

## **Pflege gegen Nutzung**

Durch die Arbeit von Umweltpädagogen, die sich mit ihren Angeboten vorwiegend an Kinder richteten, würden das Interesse und die Lust an der Natur auf spielerische Weise geweckt. Wenn die Kinder Apfelsaft selbst machten und mit nach Hause brächten, inspirierten sie damit ihre Eltern, die dann auch anfangen, sich für Streuobstkultur zu interessieren, so Weinrich. „Die beginnen in der Folge vielleicht, sich mit dem Thema Obstbau zu befassen, Kurse oder die zertifizierte Ausbildung zum Landschaftsobstbauer zu machen. Und übernehmen dann eine der Wiesen, die im Prinzip ‚Pflege gegen Nutzung‘ vermittelt werden.“

In den vergangenen Jahren wurden rund 15 Hektar Frankfurter Streuobstwiese auf diese Weise vergeben. Wer keine Zeit oder Möglichkeit für die Pflege hat, stellt seine Wiesen jungen Leuten und Familien zur Verfügung, ohne das Eigentum daran zu verlieren, aber in der Absicht, die Wiesen zu erhalten in ihrer landschaftlichen Erscheinung und der obstbaulichen Eigenart. Das Konzept ist erfolgreich – die Nachfrage steigt, die Warteliste für die Streuobstgrundstücke ist lang.



Es ist September, auch in unserer Ausbildung der Monat der Ernte und der Sortenbestimmung. Wir sprechen über die bekannteren Namen wie Boskoop oder Topaz; über heimische Äpfel wie den Bohnapfel oder den Siebenschläfer; über alte Sorten, die verschwunden sind; und über die Unterschiede von Streuobst und Plantagenobst. Dann ist endlich Verkostung: Neben der Form des

Apfels, der Stiel- und Blütengrube, der Farbe und dem Geruch spielen das Aroma und die Konsistenz, also der Geschmack des Apfels, eine Rolle.

So kann man sich langsam herantasten an die Bestimmung, mit persönlichen Notizen, kleinen Zeichnungen, Kommentaren, wie sie sonst Sommeliers machen bei Verkostungen von Weinen: angenehm säuerlich, zitronig-frisch, aromatischer Duft; glockenförmige Form, gelb, mit wenigen roten Streifen und Flecken, lange lagerfähig, mittelstark im Wuchs, trägt gut und gerne jährlich, festes Fruchtfleisch – das ist der Winterglockenapfel. Einmal Streuobst gegessen, und ich kann nie wieder Äpfel aus dem Supermarkt kaufen, die schmecken leider überhaupt nicht. Da hilft es auch nicht, wenn „bio“ draufsteht.

Ein Schlagwort lautet Gleichgewicht. Darum geht es im ganzen Kurs: dass sich Harmonie einstellt im Baum zwischen Trieb und Fruchtbildung, zwischen Wurzeln und Krone, zwischen Licht und Schatten, zwischen Himmel und Erde. Und zwischen Mensch und Natur. Weimer sagt, was er lehre, das seien Bilder der Polaritäten: leicht versus schwer, kalt versus warm, feucht versus trocken, Winter versus Sommer, Dunkelheit versus Licht, Keimen versus Sterben. „Das sind die Extreme, die Fixpunkte, aber die Wirklichkeit, die ist ja beweglich und steht dazwischen. Das ist das Leben, ein einziges Sich-Verwandeln!“

Wir üben viel in den Ästen, analysieren und diskutieren, um ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie man Ordnung in die Baumkrone bekommen kann. Und dann: schneiden, sägen, binden. Danach: rekapitulieren, sich merken, was man geplant hatte, um im Jahr darauf zu sehen, was der Baum aus der Anregung gemacht hat. Ist es das, was man gewollt hatte? „Wenn ja“, sagt der Apfelbaumflüsterer, „dann hast du den Baum verstanden.“

---

„Ich möchte zu einem neuen Baumverständnis anleiten.“

*JOSEF WEIMER*

---

Es ist schon wieder Winter und die gleiche eisige Kälte wie zu Beginn des Lehrjahrs. Das Baumjahr ist vergangen, jetzt kommt die Prüfung, theoretisch auf Papier und praktisch im Freien. Jeder bekommt einen Baum zugeteilt: sehen, überlegen, konzeptionell der Gruppe vorstellen. Danach bitte: Schnitt. Und dann: bestanden! Glücksgefühle mit Baum! Eine Erkenntnis von vielen: Der Mensch ist kein Störfaktor der wilden Natur, zumindest was den Landschaftsobstbau angeht. Baum und Mensch sind hier das Team. Der Apfel war vor dem Einfluss des Menschen klein, sauer, holzig. Erst durch die gemeinsame Kulturleistung schaffte er es zu großen, nahrhaften, saftig-süßen Früchten, wie wir sie mögen. Die dienen auch Tieren zur Ernährung. Und sie dienen dem Baum dazu, seine Samen weitläufig zu verbreiten. Der Mensch ist Teil der gestaltenden Natur, der Landschaftsobstbau ein Weg, mit dem Potential der Natur vitale und langlebige Bäume zu begünstigen, dem Obstbaum auf dem Weg zu Gesundheit und Fruchtbarkeit zu dienen. Man nennt es auch Kultivieren.

„Ich möchte zu einem neuen Baumverständnis anleiten“, sagt Josef Weimer, „damit die Menschen den Baum im umfassenden Sinne verstehen, das Verstandene auf eigene Weise umsetzen und aus der Umsetzung in die Verantwortlichkeit kommen. Das Ziel des Umgangs mit der Natur sollte



immer die Zukunftsfähigkeit sein. Es sollte sich weiterentwickeln können, was sich als Natur darstellt. Und das Entscheidende: Der Baum muss sprechen.“

## Rückkehr der Streuobstwiesen



Streuobst ist in aller Munde. Das Wort steht für Qualität und Natürlichkeit im Kontrast zum Plantagenobst. Dabei kommt der Begriff des Streuobstes aus den Siebzigerjahren. In dieser Phase sollte der Landschaftsobstbau abgeschafft werden, ersetzt werden durch den „Erwerbsobstbau“: die Fabrikation von großen Mengen Obst in gespritzten, gedüngten Plantagen.

Die Städte zahlten den Eigentümern der Wiesen teils 70 Mark pro gefällttem Obstbaum. Was an Obstwiesen übrigblieb, nannte man von da an Streuobstwiesen. Auf ihnen stehen meist hochstämmige verstreute Obstbäume unterschiedlicher Arten. Der intensive Obstanbau in Plantagen ist dagegen geprägt von schwachwüchsigen, eng stehenden Pflanzen in Monokultur.